

## **Bericht zum Stiftungsprojekt „Fallsupervision in Kitas“**

Vortrag auf dem 2. Stiftungstag

der Hans-Joachim Maaz – Stiftung Beziehungskultur, 25.11.2017

Sehr geehrte Damen und Herren,

in der Präambel der Satzung der HJMSB ist festgeschrieben, dass die Qualität der frühkindlichen Beziehungserfahrungen die Entwicklung der Persönlichkeit entscheidend und nachhaltig prägt, so dass u.a. die „Optimierung der Kinderbetreuung“ zu den Förderungszwecken gehört. Wichtigstes Förderkriterium ist, dass die Projektbetreiber davon überzeugt sind, dass ihr Verhalten und Handeln von den Erfahrungen in der Lebensgeschichte beeinflusst ist und dass Methoden von Supervision und Selbsterfahrung so angewendet werden, dass biografische Prägungen integriert sind.

Nun ist nahezu zeitgleich zur Stiftungsgründung vor ca. 4 Jahren der Rechtsanspruch auf einen Kitaplatz ab vollendetem ersten Lebensjahr des Kindes in Kraft getreten. Vieles war dafür nicht vorbereitet, vieles ging durcheinander, die materielle und personelle Basis war in den Bundesländern und Einrichtungen nicht ausreichend gewährleistet. Zu diesem Zeitpunkt wollten wir unsere Unterstützung anbieten. Fallsupervision ist natürlich ein Tropfen auf den heißen Stein, aber es sollte in der Reflexion dezidiert um die Beziehung zu den Kindern gehen, auch wenn das gesamte System aus Team, Leitung, Eltern usw. immer mitschwingt.

Die grundsätzliche Idee dahinter ist, den Erzieherinnen (und wenn ich von Erzieherinnen spreche, sind alle pädagogischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einbezogen) Raum, Zeit und Ruhe zu verschaffen, um das Beziehungsgeschehen zwischen sich und den Kindern im Spiegel einer Gruppe zu reflektieren. Wenn das möglich ist – so ist die Erfahrung nach Supervision - geht man wieder entspannter an die Arbeit und kann das Gegenüber - in diesem Fall das besprochene Kind - mit den sprichwörtlichen „anderen Augen“ sehen. Warum Fallsupervision?

Kindliches Verhalten kann in besonderer Weise unsere sogen. negativen Gefühle hervorrufen, wie z.B. Ärger, Wut, Zorn, Ohnmacht, Hilflosigkeit und auch Hass. Das weiß jede Mutter und jeder Vater aus dem Familienalltag. In den Kindereinrichtungen ist es mitunter wegen persönlicher Überforderung, Personalmangel, Krankenstand, Lärmpegel, unausgesprochenen Konflikten usw.usf. erst recht so. Die aggressiven und feindseligen Gefühle werden gut unter Verschluss gehalten und runtergeschluckt. Ein

wichtiger Ansatz emotionaler Entlastung ist aber, darüber zu sprechen und das individuelle Erleben einzuordnen.

Zum Projektverlauf: Wie sind wir vorgegangen?

Über die angeschriebenen Sozialbürgermeister in Halle, Leipzig und Dresden wurden uns 5 Kitas vermittelt, meist in sozialen Brennpunkten, die das Angebot der kontinuierlichen Reflexion - nach Möglichkeit in monatlichen Sitzungen - in Anspruch nehmen würden. Parallel hat die Stiftung die zu besetzenden Supervisorenstellen ausgeschrieben. Die Auswahl der Supervisoren musste sehr behutsam geschehen. Es ist keine Selbstverständlichkeit, dass Supervision biografische Erfahrungen der Teilnehmer im Blick hat.

Außerdem galt es, von vornherein ein Instrument zu entwickeln, mit dem wir unsere Arbeit messen können, das war ein Fragebogen für die Erzieherinnen mit 20 Items und ein Leitfaden für den Abschlussbericht der Supervisoren.

Fakt ist, und das mussten wir auch erstmal zur Kenntnis nehmen, man wird in den Kitas nicht unbedingt mit offenen Armen empfangen.

Mit zwei - nahezu gesetzmäßigen - Problemen bei der Implementation eines solchen Angebotes muss gerechnet werden: immer wieder organisatorische Schwierigkeiten, wann und wo soll das stattfinden (ich denke da an das Sitzen auf Kinderstühlen bei Staubsaugergeräuschen...), das Dauerargument: es gibt Wichtigeres als Reflexion, zumal der Personalmangel ein strukturelles Defizit ist und zweitens: es gibt auch individuelle Vorbehalte auf Seiten der Leitung und der Erzieherinnen. Supervision schaut von außen auf die Qualität der Arbeit, sie entdeckt Fehler, sie stellt in Frage, und überhaupt, die eigene Kindheit der Mitarbeiter ist so lange her, was nützt denn das Wissen und Fühlen von biografischen Zusammenhängen usw. Es geht also um ganz menschliche Ängste vor Veröffentlichung eigener Schwierigkeiten. Oft braucht es erstmal eine bereichernde Gruppenerfahrung, um diesen Sinn für sich zu sehen. Mit anderen Worten: es braucht Zeit bis dieses Format der Unterstützung auch als Unterstützung wahrgenommen, erlebt und angenommen wird.

Ein paar Zugangsvoraussetzungen empfehlen wir:

Die Gruppenarbeit sollte freiwillig sein

Die Teilnehmerzahl sollte 8-10 nicht überschreiten

Es wird vorrangig an den Fällen der sogen. schwierigen Kinder gearbeitet.

Die Gruppe sollte möglichst ohne Kita-Leitung stattfinden.

Hier kommt's natürlich auf die Leiterin an. Es gab und gibt Kitas, wo das funktioniert und auch indiziert ist, aber jemand, der weisungsberechtigt ist, sollte auch zu seinem eigenen Schutz besser nicht mit

seinen Mitarbeitern in einer Gruppe sitzen, in der es um persönliche Schwierigkeiten in der pädagogischen Arbeit geht. Und es macht möglicherweise auch Sinn, den Teilnehmerkreis mit Erzieherinnen aus verschiedenen Kitas zu besetzen.

Was kann mit so einer Gruppe erreicht werden? Um die Arbeit transparent zu machen, möchte ich von einem Beispiel berichten, das ich selbst als Supervisorin erlebt habe:

Eine Erzieherin schildert, dass sie sich im Umgang mit einem 4-jährigen Jungen Handlungsmöglichkeiten wünscht. Es ist ein Kind, dem sie viele pädagogische Angebote macht und das sich weigert, mitzumachen. Auch wenn sie ihn mit den Worten „Kannst Du mir helfen?“ versucht zu erreichen, verweigert er die Antwort. Ihr Hauptproblem formuliert sie so, dass sie keinen Kontakt zu dem Kind herstellen kann. Ich frage die anderen Gruppenteilnehmer, wie es ihnen geht. Die zusammengetragenen Wahrnehmungen und Assoziationen sind: Ärger, Hilflosigkeit, Verzweiflung und Gedanken wie „das kenn ich“, „soll er doch sehen, wie er zurechtkommt“ bis hin zu „da muss es doch noch andere pädagogische Möglichkeiten geben“. Das Gefühl, was die betreffende Erzieherin am meisten anspricht, ist die Hilflosigkeit. Sie würde sich so sehr bemühen, denkt sich jeden Tag was Neues aus und es kommt bei dem Kind nicht an. Es ist ein Gefühl, das in ihr nagt. Darauf angesprochen, ob sie dieses aus anderen Zusammenhängen kennt, spricht sie als erstes über ihren Exmann, bei dem es genauso gewesen wäre. Er war irgendwann unerreichbar. Und sie erinnert auch, dass sie sich durch die Berufstätigkeit ihrer Mutter oft alleine gefühlt und sich liebe Eltern und gute Freunde „ausgedacht“ hat. Der Erinnerung an diesen Zustand versucht sie aber heute möglichst aus dem Weg zu gehen. Es war zu schrecklich. Ihre eigenen Kinder haben sehr viele Hobbies und den zu betreuenden Kindern in der Kita macht sie viele Angebote, sie ist kreativ, bereitet das bis in die Nacht auch zu Hause vor. „Nur nicht zur Ruhe kommen“ spricht eine Gruppenteilnehmerin. Daraufhin weint die Erzieherin, es bricht förmlich aus ihr heraus. Als sie wieder sprechen kann, meint sie, traurig zu sein, keine bessere Bindung zu ihrer Mutter empfinden zu können. Ein Schmerz, den sie in sich trägt und der mal ein kleines bisschen leben und gesehen werden durfte. Sie versteht den Zusammenhang, dass zunächst ihre Mutter keine bessere Bindung aufgebaut hat und sie sich deswegen nicht schuldig fühlen muss.

Was gibt es zu tun? Eine Teilnehmerin meint: „Sie muss den Jungen loslassen!“ Einige haben den Eindruck, sie zerrt an dem Kind und er muss sich regelrecht verweigern, weil ihre Herangehensweise zu eindringlich wäre. Das kränkt die Erzieherin, aber sie kann es – vielleicht auch deshalb, weil die Solidarität in der Gruppe zu spüren ist – annehmen. Wir besprechen, was in dem konkreten Fall denn „Loslassen“ bedeutet. Es heißt ja nicht, das Kind zu ignorieren. Aber abzuwarten, was er von sich aus macht. In der nächsten Sitzung berichtet sie stolz, dass der Junge mit einem Spiel auf sie zukam.

Auch wenn das ein „Idealbeispiel“ ist, eines ist sehr deutlich: im Umgang mit Kindern ist man auch immer wieder mit seinen eigenen seelischen Wunden konfrontiert. Normalerweise tut dann der

Mensch alles Mögliche, um diese Wunden nicht zu spüren, aber er schadet möglicherweise dem Kind. Er weiß angeblich, was für das Kind gut ist, das Kind selbst könne es noch nicht wissen usw. Das gilt für Eltern und Erzieher gleichermaßen. Der Zustand, dass es manchmal keine Lösung im Sinne einer Handlungsanweisung gibt, Tipps und Tricks nicht helfen, ist zunächst mal schwer auszuhalten. Aber das Gespräch darüber und das Nachfühlen löst meist individuelle Spannungen und diese Art der Lösung kann ein persönlicher und sozialer Gewinn sein.

Zurück zum Projektverlauf.

Es gab Zwischenauswertungen mit den Supervisoren gemeinsam mit dem Stiftungsvorsitzenden Dr. Maaz in Halle. Hier lernten sich die Supervisoren der verschiedenen Städte kennen und profitierten von den gegenseitigen Erfahrungen.

Mittlerweile ist ein Prozess in 5 Kitas ausgewertet und eine Kita in Jena ist in dem Zeitraum hinzugekommen.

In die Auswertung im Rahmen des Projektberichts konnten 59 Fragebögen von Erzieherinnen und 5 Abschlussberichte von Supervisoren einbezogen werden. Die Erzieherinnen waren im Durchschnitt 36 Jahre alt und hatten mehrheitlich lange Berufserfahrung. 86% haben die Supervision als hilfreich empfunden und 97% fühlten sich verstanden. Die Erfahrungen der anderen Erzieherinnen im Gruppenzusammenhang haben 85% geholfen. Die offene Frage, was sich verändert hätte, wurde z.B. folgendermaßen beantwortet:

„Ich habe mich erleichtert gefühlt und erkannt, dass es nicht an meiner Person liegt.“

„Ich fühlte mich verstanden. Ich konnte Schwierigkeiten besser einordnen.“

„Ich habe mein Handeln, v.a. meine Sprache, im Vorfeld genauer überlegt.“

„Ich habe bemerkt, dass ich Sichtweisen, von denen ich überzeugt war, falsch eingeschätzt habe.“

„Ich bin Druck losgeworden.“

Das sind Aussagen, die bestätigen, dass es v.a. um Psychohygiene geht: Verständnis, Erleichterung, Klarheit, Anregung und Wertschätzung. Im Grunde alles Beziehungserfahrungen, die für Kinder wichtig sind. Sie sind es genauso für die Erzieherinnen bzw. Erwachsenen.

Wesentlich kritischer ist die Einschätzung der Supervisoren selbst ausgefallen. Oft hat es mehr als eine Sitzung gebraucht, um Transparenz für eine solche Gruppenarbeit herzustellen und das Eis zu brechen.

Überwiegender Inhalt in den Fallsupervisionen war die sogen. „Spitze des Eisbergs“, nämlich Verhaltensauffälligkeiten von Kindern aus schwierigsten Familienkonstellationen, sogen. Multiproblemfamilien, Familien mit „Wechselmodell“, aus Pflegefamilien, mit neuen Elternteilen.

Die Supervisoren beschreiben als einen wiederkehrenden Inhalt die Überforderung des Personals. Ein meist hoher Krankenstand hat natürlicherweise Auswirkungen auf die Betreuungsqualität. Mitunter hätten die Erzieherinnen nur noch „Selbstschutzreflexe“ und wären nicht mehr in der Lage, die Kinder zu schützen. Dieser Notstand kann nicht genug betont werden, denn hier geht es um strukturell verursachte Kindeswohlgefährdung.

Da erscheint in der Tat das Reden von Fallsupervision als absoluter Luxus. Wir tun es dennoch in der Überzeugung, dass für Erzieherinnen Zeiten ohne Kinder dringend sein müssen, um emotionale Distanz zum Berufsalltag zu gewinnen.

Wir sind der Auffassung, dass kontinuierliche Supervision ein Qualitätsstandard in Kitas sein müsste. Wenn von einer Auditierung als „Gesunde Kita“ die Rede ist, kann es nicht nur um Bewegung, gesunde Ernährung, Inklusion und Vorträge für Eltern gehen, sondern es braucht auch die regelmäßige Auseinandersetzung mit dem Beziehungsgeschehen, um die soziale Kompetenz und die professionelle Distanz der Mitarbeiter zu schulen. Wichtig wäre, dass in den Ausbildungen zum Erzieher und Pädagogen die Vorbereitung auf Reflexion und Selbsterfahrung stattfindet. Wir haben in Deutschland mittlerweile 80 Studiengänge für Kleinkind- und Elementarpädagogik. Nur wenige bereiten auf Supervision vor.

Ich möchte mich zum Schluss im Namen der Stiftungsmitarbeiter bei den Supervisoren bedanken. Danke an Annette Conrad, Heike Fiedler-Schilling, Karin Kaiser, Juliane Preisigke, Cornelia Weller und Fridolin Zaugg. Danke an alle Erzieherinnen, die bereit sind, über ihre Schwierigkeiten zu sprechen und uns zum Schluss auch den Fragebogen ausfüllen.

Wir wollen die politische Offensive für mehr Personal, mehr Zeit und mehr Reflexion in den Kitas unterstützen mit dem Ziel, dass dafür staatliche Mittel zur Verfügung gestellt werden. Das wäre eine sinnvolle „Beziehungskultur für Familien“.

Es geht am Ende dieser Versorgungskette um die Kinder und zwar auch um sehr kleine Kinder, die noch nicht sprechen können.

Was würden sie sagen, äußern, schreien, rebellieren, protestieren, wenn sie eine Recht auf Mitbestimmung hätten?

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.